

Meister Eckhart

Der pointilistische Theologe

■ MARKUS VINZENT im Gespräch mit Cornelius Hell

Herr Vinzent, gilt Meister Eckhart in der Katholischen Kirche noch immer als Häretiker? Er wurde ja 1329 in einer Bulle von Papst Johannes XXII. verurteilt.

Die Eckhart-Society in Großbritannien hat 1980 mit Ursula Fleming eine Initiative gestartet, durch die die Glaubenskongregationen in Rom bewegt werden sollte, eine Theologenkommission zur Revision auch dieses Urteils in der Bulle von 1329 einzusetzen. Der Anfang war, dass man die englische Provinz der Dominikaner gewinnen konnte, einen solchen Antrag zu befürworten. Die englische Provinz hat sich dann in Rom bei dem Magister dafür eingesetzt und tatsächlich erreicht, dass diese Kommission 1983 eingesetzt wurde. Sie hat neun Jahre gearbeitet und 1992 ihren Bericht bei der Glaubenskongregation in Rom abgegeben, und danach war Funkstille – die Glaubenskongregation hat nicht reagiert. Daraufhin hat die Eckhart-Society noch einmal bei der Glaubenskongregation bzw. bei Timothy Radcliffe, dem Master des Dominikanerordens in Rom, nachgefragt. Er hat Peter Talbot Willcox, dem damaligen Präsidenten der Eckhart-Society, eine erstaunliche Antwort gegeben: Er sei vom Vatikan informiert worden, dass gar keine Notwendigkeit für eine Antwort bestanden habe, da Eckhart als Person nie verurteilt wurde, sondern lediglich einige Thesen, von denen angenommen wurde, dass er sie vertreten hätte. Und daher sei es erlaubt zu sagen, er sei ein anerkannter, orthodoxer und auch guter Theologe.

Welche seiner Sätze sind eigentlich verurteilt worden?

Es wurden in der Tat seine kühnsten und wesentlichen Hauptsätze verurteilt. Und einer der entscheidenden Sätze ist sicher-

lich, dass der Mensch im Innersten ein Gut hat, das Gott selbst ist. Und diese Nicht-Differenz zwischen Gott und ich oder auf der anderen Seite diese radikale Kenosis Gottes hat eine solche Fülle von weiteren Schlussfolgerungen, etwa in der Sakramentenlehre, in der Frage der Hierarchie, Fragen des Gebetes, aber auch in moralthischen Fragen, wenn es um den Menschen und seine Sündigkeit geht. Eckhart reagierte darauf, indem er sagte: Wenn man meine Sätze missverstehen will, dann widerrufe ich (so wie man ihn verstanden hat!). Aber seinen wesentlichen Sätzen hat er nicht abgeschworen.

Welche Auswirkungen hat Eckharts Denken auf das Kirchenbild und die Frage der Hierarchie?

Eckhart segelte zwischen Scylla und Charybdis. Auf der einen Seite war er kein Freigeist, der gesagt hat, Hierarchie müssen wir abschaffen, Kirche müssen wir abschaffen. Auf der anderen Seite war er kein Mann der Institution, der Hierarchie. Für ihn steht die Hierarchie auf dem gleichen Stand wie der Laie und der Laie auf dem gleichen Stand wie die Hierarchie. Es gibt innerhalb des Reiches keinen Vorteil. Im Gegenteil, es gibt nur einen Vorteil, und das ist dann, glaube ich, der hierarchiekritische Punkt und auch der institutionskritische Punkt: Je näher man sich Gott befindet, umso entfernter ist man jeder Institutionalisierung. Oder wie er es in der Sakramentenlehre vorträgt: Wenn man auf einen Stein tritt und damit etwas Gutes tut, dann hat man mehr getan, als wenn man die Eucharistie in der Hand hält oder sie austellt.

Meister Eckhart spricht auch davon, dass die Eucharistie für alle da ist – was bedeutet das?



Markus Vinzent, Promotion in München, Habilitation in Heidelberg. Seit 1999 Professor für Theologie an der Universität Birmingham und ab Herbst 2010 Professor für Theologiegeschichte am King's College London. Veröffentlichungen u. a.: „Der Ursprung des Apostolikums im Urteil der kritischen Forschung“, Herausgeber von „Metzler Lexikon christlicher Denker. 700 Autorinnen und Autoren von den Anfängen des Christentums bis zur Gegenwart“.

■ Gebet ist das Bewusstwerden der Fülle in uns.

Das ist eine kühne These aus dem Vater-Unser-Kommentar. Dort spricht er von der Eucharistie für alle und alles. Er schließt nicht nur die Menschen ein, er schließt auch die Tiere, er schließt den ganzen Kosmos ein. Eucharistie ist für ihn nicht etwas, was man als Besitz haben kann. Deshalb kann sie auch nicht von der Kirche, von der Katholischen Kirche, besessen oder administriert werden, sondern, wie er es auslegt, sie ist ein Gut, das allen gegeben ist. Und er denkt dabei sicher über jede Religionsgrenze hinaus. Der Mensch, der in Liebe ist, schreibt er, der dann auch in Liebe mit der Gemeinschaft, auch der Christen, verbunden ist, der hat die Eucharistie, ob er zur Kirche gehört oder nicht – das krasse Gegenteil zur Position, die die Katholische Kirche seit Cyprian und Augustinus lehrte, dass es kein Heil außerhalb der Kirche gäbe; für Eckhart ist das Heil in einem jeden und in allem, es lässt sich nicht horten.

Kirchliche Exkommunikationen sind dann ein lächerliches Theater.

Er nennt ja dieses schöne Beispiel: Judas in der Hölle hätte mit Petrus im Himmel nicht gewechselt. Warum wechselt Judas in der Hölle nicht, ist es dort besser aufgehoben als Petrus im Himmel? Für Eckhart gilt: Je tiefer der Mensch sich befindet, umso mehr hat er sich befreit von allem Gut, um das er sich eigentlich kümmern muss. Und Judas ist von allem befreit; insofern könnte man

sagen, kühn wie er es sagen würde: Der Exkommunizierte hat den Schlüssel zum Himmel, nicht Petrus oder der Papst oder wer ihn noch gerne hätte.

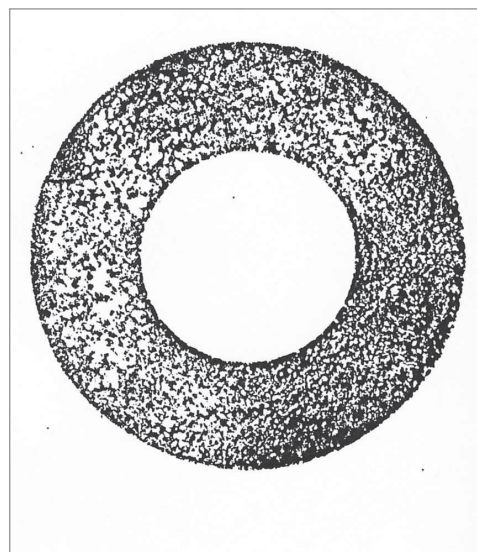
Kritisch ist Meister Eckhart auch gegenüber dem Gebet. Er sagt: Wir beten, weil wir träge sind. Was bedeutet das?

Das ist die Eröffnung des Vater-Unser-Kommentars. Die Frage ist ja: Warum sollen wir beten? Es gab zur Zeit Eckharts zwei Standardantworten. Die Kirche sagte, wir bitten und beten weil wir etwas wollen, die Freigeister dagegen meinten, wir brauchen gar nicht zu beten, weil wir Gott bereits in uns haben. Eckhart wählt erneut eine eigene Antwort. Der Mensch betet, weil er träge ist, heißt – wir haben gar keine eigene Kraft, um etwas zu bitten, den „deus ex machina“ heraufzubeschwören und ihn tun zu lassen, was wir nicht vermögen. Eckhart ist hier ein Luther vor Luther. Unsere Trägheit ist so groß, dass wir uns ihrer bewusst werden, angestoßen von dem einzigen, der aktiv ist, Gott selbst. Das ist Gebet. Gottes Ermuntern dessen, der zu faul zum bitten ist. Gott hebt in unser Bewusstsein, was uns längst schon gegeben ist. Wer betet, geht normalerweise davon aus, dass er noch nicht in der Fülle ist. Bei Eckhart ist es umgekehrt: Gebet ist das Bewusstwerden der Fülle in uns vor jeder eigenen Aktivität. Das Vater Unser ist kein Gebet um etwas, sondern eine Transformation unserer selbst durch den „Vater“, der sich vollends gibt und diese Welt durch den Menschen transformiert. Deshalb sind die letzten Bitten im Vater Unser eben Bitten, in diese Welt hineinzugehen.

Sie haben den Vater Unser-Kommentar vor allem auch methodisch angesehen und angesichts seiner vielen Zitate von „recycling“ gesprochen. Ich habe da an postmoderne Autoren wie Péter Esterházy gedacht, wo alles aus Zitaten besteht. Darf man sich Meister Eckharts Methode so vorstellen?

Eckhart ist kein postmoderner Recycler, sondern bestenfalls ein neumoderner Recycler, wenn man so sage möchte. Er zitiert in diesem Text in der Tat bis zu 90 Pro-

Johann Pumhösl: eisen



zent. Aber er zitiert in einer Weise, die erstens die wesentlichen Inhalte der Zitate in ihrer Sinn- und Zielspitze auch ernst nimmt. Und das bindet er so gekonnt in ein Flickmuster hinein. Oder besser gesagt: Eckharts Text entsteht wie im Pointilismus durch den Betrachter, der erst drei Schritte zurückgehen muss, um das Bild in sich entstehen zu lassen. Dieses Bild besteht aus punktuell zusammengesetzten Versatzstücken – vielleicht auch wie eine Collage von Kurt Schwitters. Aber es ergibt sich daraus eine eigenständige Argumentation, und diese Argumentation ist neu und kühn. Und je waghalsiger Eckhart wird, umso stärker beruft er sich auf ein Zitat.

Als Schutz, um seine Aussagen durch die Tradition abzusichern?

Er benutzt Zitatelemente immer dort, wo es ihm ganz wichtig wird. Und die wichtigsten Aussagen belegt er aus der Schrift. Das tut er, weil er an etlichen Stellen sagt, dass die Schrift doch der größte Schatz für uns ist. Das bedeutet aber nicht, dass er nicht öfters auch drastisch der Schrift widerspricht und manchmal Paulus für einen schlechten Theologen hält, womit er ja nicht falsch liegt.

Dass die Schrift die erste Instanz ist, ist ja für das Mittelalter doch ungewöhnlich und nimmt fast schon die Reformation voraus.

Es ist mit Sicherheit nicht allgemein. Es gibt in dieser Zeit mehr Kommentare von systematischer Natur als Schriftkommentare, das ist richtig. Im Unterschied dazu besteht das Werk Eckharts allerdings zu einem Großteil aus Schriftkommentaren. Deshalb ist er in dieser Hinsicht sicherlich eine Innovation und leistet auch schon Vorarbeiten in Richtung Reformation. Dass die Schrift letztlich über der Institution und auch über jeder Hierarchie steht, ist schon vorreformatorisches Gut und hat, wie überhaupt seine Theologie, entscheidenden Einfluss auf den frühen Luther; Eckhart selbst ist ein früher Promoter des Humanismus und weist doch weit über diesen hinaus. Zum Beispiel zeigt Eckhart an etlichen Stellen, dass der Mensch über jede Schrift erhaben sein

muss, sei es Plato, Aristoteles, Augustinus oder aber auch die Bibel. Alle klugen Lehrer und Heiligen Schriften hat man hinter sich zu lassen, wenn man menschlich reifen möchte, mehr noch – sogar Gott selbst. Etwa in der wunderbaren Auslegung, wo er über die Abgeschiedenheit schreibt. Da interpretiert er das sogenannte Hohelied der Liebe aus 1 Kor 13: Am Ende bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe. Eckhart aber sagt: Nein, das ist nicht das Letzte – ich sage: Das Letzte ist die Abgeschiedenheit. Dann entwickelt er ein langes Argument, warum die Abgeschiedenheit der höchste Wert ist, weder Glaube, Hoffnung noch Liebe.

Was genau versteht denn Meister Eckhart unter diesem vielzitierten Begriff „Abgeschiedenheit“?

Abgeschiedenheit ist nicht die menschliche Abgeschiedenheit, dass wir uns abscheiden von der Welt, das hielt er für trivial. Die Abgeschiedenheit ist, dass Gott selbst in seiner innersten Natur nichts anderes ist, als dass er sich von sich trennt. Es kann kein Mensch abgeschieden sein, es sei denn, er ist Gott. Gott ist von seiner Natur her eine Abscheidung, er sieht von sich ab, er ist das einzige Abgeschiedene. Und weil Gott von sich Abschied nehmen kann und sich nicht um sich kümmert, gibt es Menschen. Der Mensch hat immer noch Gott in sich, und deshalb kann auch der Mensch die gleiche Abgeschiedenheit haben und sein, die Gott ist, und deshalb gibt es die Zuwendung zu Gott, und die ist gottgemacht. Er denkt also zyklisch, und das ist immer ein Grund gewesen, warum man im Osten, in Asien, sich Eckhart sehr nahe empfunden hat.

Hat er auch Impulse aus dem östlichen Denken aufgenommen?

Sicherlich gibt es schon dadurch östliche Elemente, dass er den Neuplatonismus aufgenommen hat. Er hat arabische Denker gelesen, islamische Denker, er hat jüdische Denker gelesen, er hat die großen Neuplatoniker der Griechen gelesen und neuplatonische Kirchenväter gelesen, er hat Augustinus gelesen. Und wir wissen, dass

■ Eckhart selbst ist ein früher Promoter des Humanismus und weist doch weit über diesen hinaus.

■ Andererseits war diese Schwäche gerade auch wieder die größte Stärke der katholischen Kirche, dass sie sich ihre eigene interne Christenkonkurrenz geschaffen hat.

der Neuplatonismus ein starkes Element aus dem Osten hat. Das kommt schon über die jüdische Tradition, über die persische Tradition, und wie weit das noch in den Osten hineingeht, wissen wir nicht, aber es gibt eine Brücke, auch wenn die nur mehr bruchstückhaft zu beschreiben ist.

Das Eckhart im christlichen und vor allem im katholischen Bereich doch ein Außenseiter geblieben ist, hängt das mit der Verurteilung zusammen?

Das ist durchaus möglich, ja sogar wahrscheinlich. Eine Schwäche der Katholischen Kirche war es über die zwei Jahrtausende, dass die kühnsten Geister fast immer von ihr ausgeschieden wurden und entweder Randexistenzen wurden oder aber eigene Kirchen initiierten, während andere Religionsgemeinschaften solche Geister meist in ihren eigenen Reihen hielten, wie wir das z.B. aus dem Judentum kennen. Andererseits war diese Schwäche gerade auch wieder die größte Stärke der katholischen Kirche, dass sie sich ihre eigene interne Christenkonkurrenz geschaffen hat. Wie Mercedes nur dadurch stark bleiben konnte, dass ihr größter Eigentümer, die Deutsche Bank,

auch den Wiederaufbau von BMW nach dem Zweiten Weltkrieg finanzierte. Eckhart ist aber in der Tat – etwa im Vergleich zu dem mittelalterlichen Intellektuellen Chu Hsi, der den Konfuzianismus in China völlig zu dominieren begann und bis heute bestimmt – institutionell ein Außenseiter. Und doch, er prägt das Christentum und gibt ihm ein nichtinstitutionelles Aussehen. Wenn Sie heute – sowohl Studierende als auch Menschen auf der Straße oder in den Buchhandlungen – nach bedeutenden historischen Theologen befragen, so ist Eckhart, glaube ich, präsenter als viele der größten mittelalterlichen Theologen; bekannter sicherlich als Thomas von Aquin mit seinen Texten, als Bonaventura, als Albert der Große und sicherlich sehr viel bekannter als viele der Kirchenväter.

Wie sind Sie seinerzeit auf Eckhart gekommen und was ist der Glutkern, der Sie über Jahrzehnte an Eckhart fasziniert?

Ich war selbst einmal in der Pastoral tätig, und die Predigten, die meine Hörer und mich am tiefsten bewegt haben, waren genährt aus Eckhart. Und ich habe gemerkt: Aus diesen Texten heraus kann ich Menschen ansprechen, und Menschen sprechen mich an, und wir kommen ins Gespräch, weil der Inhalt aus dem Eigenen heraus lebt. Das war der erste Anstoß vor Jahren. Über Jahre habe ich nun den Neuplatonismus studiert, bei den Kirchenvätern, im Mittelalter, auch in der neuen Zeit, und halte Eckhart für die größte geistige Anregung, die mir begegnet ist.

Das Gespräch wurde am 12. März 2010 in München bei der Tagung „Meister Eckhart im Original. Fakten, Bilder und Legenden nach 750 Jahren“ in der Katholischen Akademie in Bayern geführt. ■

Johann Pumhösl:
lascabanes

